

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Anzerate werden die 5spaltige Zeitspalte oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Anzerate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Morgen Politik im Bilde.

Leipzig, 2. Mai.

Gleich bei dem Ausbruche des spanisch-nordamerikanischen Krieges sind der altspanische Hochmut und die altspanische Annahmung recht grell zum Vorschein gekommen. Wir reden dabei nicht vom spanischen Volke. Dies ist von Junkern und Pfaffen Jahrhunderte hindurch in solchem Elend und in solcher Unwissenheit gehalten worden, daß es zum großen Teil kaum begreifen wird, um was es sich beim gegenwärtigen Kriege handelt. Nein, wir meinen jene Clique von brutalen Militärs und anmaßenden Bureaukraten, von gierigen Junkern, schlauen Pfaffen und dreiften Spekulanten, die Spanien unterdrücken und ausrauben. Sie haben das Land so arm gemacht, daß sie nicht mehr bestehen können, wenn sie nicht auch reiche Kolonien ausplündern können. Darum muten sie Spanien zu, sich für die Erhaltung Cubas zu opfern, und das nennt man eine Frage der „nationalen Ehre“!

Diese korrupte und räuberische Gesellschaft ist es, die mit einer Annahmung auftritt, als lebten wir noch im Zeitalter Philipps II. und des Herzogs Alba.

Es war bei der Frage der Kaperei. Bekanntlich wurde 1856 zu Paris ein Vertrag abgeschlossen, dem die meisten Seemächte beitraten, indem sie sich zur Abschaffung der Kaperei — „Kaperrecht“ heißt der offizielle unheimliche Ausdruck — verpflichtet. Die Abschaffung dieses Räuberwesens mußte als großer Fortschritt bezeichnet werden, denn bisher war es „Sitte“ gewesen, daß kriegsführende Mächte nach Belieben an einzelne private Personen Kaperbriefe erteilten, um dem Handel des Gegners durch Wegnahme seiner Handelsschiffe möglichst viel Schaden zuzufügen.

Gerade Spanien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind dem Pariser Vertrag nicht beigetreten.

Die Regierung der Vereinigten Staaten wollte den Pariser Vertrag anerkennen und auf die Kaperei verzichten. Aus Hartgefühl that sie dies gewiß nicht, denn die Yankee sind nicht die Leute, die sich irgend eine Beute freiwillig entgehen lassen. In diesem Falle aber thaten sie, was die Klugheit ihnen gebot.

Spanien dagegen erklärte in einer brutalen Note sogleich, daß es unter keinen Umständen auf die Kaperei ver-

zichten könne. Das ist nichts Anderes als eine Neuherung der Raubgier der herrschenden Clique. Da sie wenig Hoffnung hat, Cuba zu behaupten, so möchte sie sich, soweit es möglich, an der reichen Handelsmarine der Vereinigten Staaten schadlos halten.

Unter diesen Umständen werden die Vereinigten Staaten die Kaperei als Repressionsmaßregel wahrscheinlich auch wieder aufnehmen. In Voraussicht dessen hat die spanische Regierung ein Dekret erlassen, in welchem sie erklärt, sie werde alle amerikanischen Kaperschiffe als Seeräuber-schiffe betrachten, deren Besatzung nicht zu zwei Dritteln aus Amerikanern bestehe, auch wenn solche Schiffe mit einem Kaperbrief versehen sein sollten.

Seeräuber werden bekanntlich gehängt oder erschossen und es ist damit eigentlich allen seefahrenden Nationen freche Gewaltthat angedroht. Die spanische Regierung gebärdet sich, als ob sie Herrin der See wäre und als ob sie beliebig den Schutz, den der Kaperbrief verleiht, für alle seefahrenden Nationen aufheben könnte. Man weiß, wie brutal die Spanier in solchen Dingen verfahren. 1873 nahmen die Spanier das nordamerikanische Schiff *Virginus* weg, das den Insurgenten auf Cuba Mannschaften und Waffen brachte. Der spanische Statthalter — es war unter der Caspielarschen Republik — ließ sofort über 50 Mann von der Besatzung erschießen. Schon damals wäre es beinahe zu einem Kriege zwischen Spanien und der Union gekommen; die Spanier aber, die damals mit schweren inneren Wirren zu thun hatten, wichen dem Kampfe durch Zahlung einer bedeutenden Entschädigung aus.

Das jetzige Auftreten der spanischen Regierung ist um so unverschämter, als aus dem Kriege eine Reihe von Nachteilen für die seefahrenden und handeltreibenden Nationen erwachsen. Wir fragen nicht, wer den Krieg „angefangen“ hat, und wir wären die letzten, die einer Yankee-Regierung zutrauten, daß sie aus idealistischen Gründen, etwa für Freiheit und Humanität, sich in einen kostspieligen Krieg stürzen würde. Allein die Barbarei der Spanier auf Cuba hat das Eingreifen Nordamerikas hervorgerufen, denn es ist unmöglich, daß ein Volk einem solchen Treiben auf einem verwandten Gebiete dicht an seinen Grenzen immer ruhig zusehen kann, namentlich wenn seine eigenen Angehörigen darunter zu leiden haben. Immerhin wird das Eingreifen der Union die Insel Cuba von der spanischen Barbarei befreien und die Philippinen und Portorico dazu; was nachher kommt, ist heute noch nicht diskutabel. Die Cubaner werden sich auch nicht unter die Herrschaft der Yankee begeben wollen, und da haben sie recht.

Die nächsten Wirkungen des Krieges werden gesteigerte Frachten sein. Dazu kommt, daß die kriegsführenden Staaten nach dem zur Zeit geltenden Völkerrecht auch das Durchsuchungsrecht haben. Sie können alle neutralen Schiffe anhalten und dieselben nach sogenannter „Kriegskontorbande“ durchsuchen. Unter solcher versteht man Waffen, Munition und alle militärischen Ausstattungsgegenstände. Hat der kriegsführende Teil solche Dinge vorgefunden und hegt er Verdacht, daß dieselben für den Feind bestimmt sind, dann können sie mit Beschlagnahme belegt werden.

Dies Durchsuchungsrecht bedeutet eine weitgehende Störung des Handelsverkehrs auch für die neutralen Länder. Bereits wird aus den thüringischen und sächsischen Textilbezirken gemeldet, daß große Aufträge aus Nordamerika wegen der zunehmenden Unsicherheit des Seeverkehrs zurückgezogen sind. So hätten schließlich auch noch unsere Arbeiter mit vermehrter Arbeitslosigkeit zu kämpfen.

Ganz Europa wird die Unsicherheit des Seeverkehrs schmerzhaft empfinden. Und das alles, weil spanische Hidalgo's und Pfaffen nicht ihren „Anspruch“ auf die Ausplünderung Cubas aufgeben wollen und weil die spanische Regierung auf der See Beute machen will. Dazu die Drohung, Kaperschiffe mit nicht zwei Dritteln amerikanischer Besatzung als Piratenschiffe zu behandeln! Ob sich die Mächte solche Maßregeln gefallen lassen werden? Wenn die Spanier frech genug sind, sie auszuführen, dann kommt es ganz sicher zu weiteren Verwickelungen. Das fehlt auch noch, daß man um der spanischen „Ansprüche“ willen in einen allgemeinen Krieg gestürzt würde!

Man kann indessen sich eine kleine Vorstellung machen, wie es bei einem Weltkrieg einmal zugehen wird. Spanien und die nordamerikanische Union sind keine Seemächte ersten Ranges, und doch hat ihr Seekrieg schon so weitgehende Wirkungen auf den Handelsverkehr.

Wie wird es dann werden, wenn einmal große Seemächte aneinander geraten! Ob dabei der Unfug der privaten Kaperei geduldet wird oder nicht, ist nicht ausschlaggebend; der überseeische Handel wird dann eben sofort aufhören oder sich auf ein Minimum beschränken. Die ganze alte Ordnung muß dabei alsbald aus dem Leim gehen, denn die moderne Gesellschaft kann ohne Weltverkehr und Welthandel gar nicht bestehen.

Zusammenbruch der halben Geschäftswelt, ungeheure Krisen und Stockungen, enorme Preissteigerung und ebenso enormer Mangel an Lebensmitteln, Hungersnot und Arbeitslosigkeit — man mag gar nicht daran denken!

Seuilleton.

25] Rheinlandstöchter. Nachdruck verboten.

Roman von C. Diebig.

Ferdinand von Kamer beugte sich über den geöffneten Koffer, er packte. Im Zimmer sah's unordentlich aus, wie es vor der Abreise zu sein pflegt. Auf dem Tisch hatte Gottlieb Schmitz die Wäsche zusammen getragen, immer hübsch sortiert — da die Hemden und Unterhosen, hier die Socken und Taschentücher. Ueber dem einen Sessel hing die beste Montur, im anderen lehnte die Helmschachtel. Die wenigen Photographien und Erinnerungen schon von den Wänden genommen, bald war nichts mehr übrig als die kalte leere Einrichtung der Chambre garnie.

„Sol!“ Kamer richtete sich aus der gebeugten Stellung auf und ließ einen zerstreuten Blicken durchs Zimmer schweifen, mit einer Miene grenzenloser Abspannung strich er sich über die Stirn — ah, wenn sich alles da so wegwischen ließe wie der Schweiß, der jetzt darauf perltel!

„Ich muß ihr schreiben,“ murmelte er, „ich kann nicht länger warten!“

Er stand still und starrte düster vor sich nieder, er biß sich auf die nervös zuckenden Lippen und schlang dann die heißen Hände ineinander, daß die Gelenke knackten. Er sah elend aus; die letzten, schlaflos vergräbelten langen Nächte hatten die Falten in seiner Stirn vertieft und sich um die Mundwinkel eingegraben mit einem müden, nervösen Zug. Er sah nicht aus wie ein Leutnant, der eben Hauptmann geworden ist.

„Ich muß ein Ende machen — ich — ich“ — er trat an den Schreibtisch und riß Papier und Feder hervor — „ich muß! Ich muß ihr weh thun, es hilft nichts — ein Ende — morgen bin ich fort!“ Er seufzte, dann begann er in Hast zu schreiben.

„Siehe Nelda!
Du wirst Dich gewundert haben, daß kein Lebenszeichen von mir zu Dir gedrungen ist; ich habe Deinen Brief erhalten, aber es war mir nicht möglich, Deiner —“
„Halt, es klopft! Wer war da?“
„Herein!“ — Kamer legte die Feder hin und hob verwundert den Kopf; nochmals: „Herein!“

Langsam öffnete sich die Thür — wer — wer?! Er sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm zur Erde polterte — „Nelda — Du?“

Sie zögerte einen Moment, dann stürzte sie auf ihn zu und umschlang ihn mit beiden Armen — „Ferdinand! Ich bin ja so glücklich, daß Du Hauptmann bist, ich bin so glücklich, daß ich jetzt bei Dir bin — o, wenn Du nur wüßtest! Mein Gott, wie habe ich mich nach Dir gesehnt — ich habe mich so geängstigt. Du bist doch nicht krank? Fehlt Dir was?“ Sie betastete ihn ängstlich.

Er sagte kein Wort, er stand wie gelähmt.
Sie streichelte seine Hände und lächelte ihn: „Was sagst Du!“
„Lächle sie leise, bei Nacht und Nebel komm' ich zu Dir gelaufen — gleich muß ich wieder gehen — aber ich hielt's nicht aus! Ich mußte Dich sehen. Warum kamst Du nicht?“ Ihr Lachen verschwand, es klang wie Angst: „Was ist Dir?“

Er blieb stumm, er erwiderte nicht ihren Kuß.
„Sag! Ferdinand — Ferdinand!“ Sie rüttelte ihn, dann wich sie langsam zurück.
„Mit einem Stöhnen griff er nach ihrer Hand. „Komm,

Nelda, hör' mich an!“ Er zog sie zum Sofa. Mit zitternden Knien folgte sie, es schwindelte ihr — was war das?! Sie konnte nichts denken — gar nichts — schwer sank ihr Kopf an seine Schulter —

„O, Ferdinand, was ist Dir?“
„Nelda — liebe Nelda,“ — er legte sacht den Arm um ihre Schultern — „Du bist ja so verständlich — es thut mir unfäglich leid“ — er stockte, die Worte wollten ihm nicht aus der Kehle — „ich muß Dir sagen“ — er konnte nicht weiter, ein Schluchzen kam ihm.

Mit einem unterdrückten Aufschrei umschlang sie ihn wieder — „Du bist unglücklich! Ja, nun weiß ich's, das war die Angst, die auf mir lag! Ferdinand, was ist's? Du kannst mir alles sagen — o mein Gott, Du bist unglücklich, und ich weiß es nicht!“

„Unglücklich,“ wiederholte er. Er machte sich aus ihrem Armen los und vergrub das Gesicht in den Händen — „Daß mich, ich bin unglücklich; ich bringe Unglück, wohin ich komme!“

„Mir nicht! — Ferdinand, mein armer, lieber Ferdinand, was hast Du? Sag' mir's! Ich will alles mit Dir tragen“ — zärtlich rieb sie die Wange an seiner Schulter — „wir beide gehören zu einander, nichts kann uns trennen. Ist's etwas mit Deiner armen Mutter? Gewiß, Du hast wieder Schreckliches erlebt — warst Du da? Du sollst jetzt nicht mehr allein hin, ich will Dich begleiten, immer — ich bin stark, ich bin kräftig — mein armer, geliebter Ferdinand, was war mit Deiner Mutter?“

Er schüttelte verneinend den Kopf. „Das ist es nicht — viel Schrecklicher!“

„Sag' mir's doch! Ich liebe Dich, ich liebe Dich unendlich, ich kann alles hören. Und hättest Du jemand tot geschlagen, ja, ich hielt' doch zu Dir, ich —“